**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 27 (1923-1924)

**Heft:** 10

**Artikel:** Gedenkrede auf Gottfried Keller

Autor: A.V.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-667666

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wie jener andere. Er näherte sich dem Glokstenstrang, der durch eine hölzerne Röhre vom Türmchen in die Kapelle hing, und begann das ran zu ziehen, mit aller Kraft. Diesmal blieb das Glöcklein nicht stumm in seiner Stube, seierlich schlug es an und trug Josuas Dankges bet durch das Bergtal. Die Hirten der umliegenden Alpen sprachen noch lange von dem räts

felhaften Abendläuten und glaubten, es habe Anians Sterben gegolten, und ein Unsichtbarer habe es vollbracht.

Beim Abendessen eröffnete Josua der Mutter, er habe im Sinn, am folgenden Tag in die Stadt zurückzukehren. Es sei endlich für ihn an der Zeit, an seine Studien zu denken.

## Gedenkrede auf Gottfried Keller.

(Gehalten in der Predigerkirche zu Zürich, am 11. Juli 1919, gedruckt zur Erinnerung an den 35. Todestag des Dichters, den 15. Juli 1890.

"Ein Tag kann eine Perle sein und ein Jahrhundert — nichts."

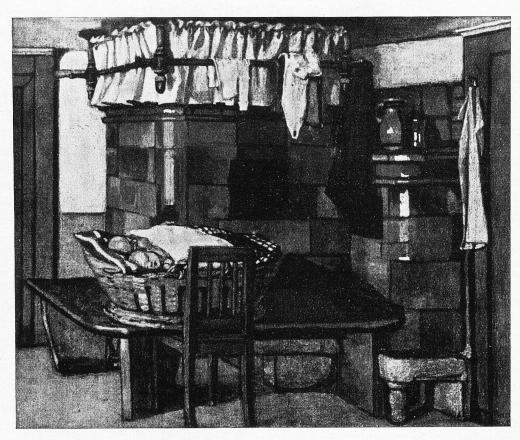
singt unser Gottfried Keller. Unter den Perlen versteht er die kostbaren Ereignisse, welche irgendeine große Sehnsucht der Völker oder der gesamten Kulturmenschheit erfüllen, einer be= deutsamen Entwicklung den vorläufigen. Ab= schluß geben. Er verschmähte es nie, seine dich= terische Kraft in den Dienst solcher Ereignisse zu stellen, eine politische Tagung zu befingen, die Annahme einer neuen Verfassung poetisch zu feiern; ja, Sänger-, Schützen- und Zunftfeste, sofern sie nur aus dem innern Bedürfnis des Volkes herauswuchsen, erschienen ihm sol= Aber auch den cher Verherrlichung würdig. hundertsten Geburtstag Schillers und Beet= hovens hat er mit gehobener Teilnahme ge= feiert, wohl wissend, was solche Persönlichkeiten, die das Licht der Vergangenheit wie der Gegen= wart in sich aufnehmen und schon deshalb wie Sterne in die dunkle Zukunft hinaus zu leuch= ten bermögen, für die Förderung wahren Men= schentums bedeuten.

Darum werden seine Manen es uns trotz seiner tiefen und echten Bescheidenheit nicht ver= übeln, wenn wir die Perle seines Geburtstages für einen Augenblick aus dem Schatkästlein der Erinnerung herausnehmen und uns an ihrem warmen Glanz erfreuen. Denn für uns, vor allem für die studierende Jugend, die er ge= liebt und in deren Hände er im "Martin Salander" symbolisch die Geschicke des Vaterlandes gelegt hat, ist die Persönlichkeit Gottfried Rel= lers, wie sie sich in seinen Werken und seinem Wirken ausdrückt, ein Gewinn. Keiner von unsern Dichtern hat so innig und verständnis= voll wie er mit unserm Volke gelitten und sich gefreut; keiner hat Schäben und Mißbräuche, aber auch unsere Vorzüge und Tugenden so ge= nau gekannt wie er — Jeremias Gotthelf aus=

genommen. Allein im Gegensatze zu diesem betrachtet er es als die Aufgabe des Dichters, "über dem Volke zu stehen, von welchem und zu welchem er spricht." Seine Darstellung soll nicht die Laster seines Gegenstandes an sich tragen, sondern vielmehr darauf ausgehen, Un= vollkommenes, Rohes und Mißbräuchliches in seinem Gebaren im poetischen Spiegelbild abzu= schaffen, da es sich bei ihm wie bei Goethe und Schiller darum handelt, in der gemeinen Wirklichkeit eine schönere Welt herzustellen. Das hielt Gottfried Reller für des Poeten Pflicht. "Nicht nur das Vergangene soll er verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zu= funft so weit verstärken und verschönern," daß die Leute den Glauben an sich selbst nicht ver= lieren. Tue man dies mit wohlwollender Fronie, so werde das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein und der innerlichsten Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der Tat und auch äußerlich. Rurz, man müsse dem allezeit tüch= tigen Nationalgrundstock stets etwas Besse= res zeigen, als er schon i ft; dafür könne man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdient.

Diesem von ihm als richtig erkannten Verschren, das selbstverständlich Maß halten muß und nicht in eitle Schönfärberei versallen darf, blieb Gottfried Keller zeitlebens treu, und daher wurde er unser größter Erzieher. Es ist dassselbe Versahren, welches alle gute Erziehung einschlägt, somit auch die Keller'sche Verkörperin einer solchen, die prächtige Mutter Regel Umsrain. Die schlimmen Erfolge des Mißtrauens erfuhr er am eigenen Leibe schwer genug, als er mit 15 Jahren ungerechter Weise aus der Schule ausgestoßen wurde und fortan aus Selbstbildung angewiesen war, nicht ohne später oftmals "schmerzlich durch die verschlossenen Gitter in den reichen Garten der reisern Jus

gendbildung zu blicken, was ihn den Verlust nur doppelt empfinden ließ. Diese Erfahrung erflärt uns auch die ergreifende Wehmut, welche die Geschichte vom mißhandelten Meretlein im "Grünen Heinrich" durchbebt. Wir fühlen es seinen Werken an, wie wahr Kellers Mitteilung an seinen ersten Verleger ist: er habe nie etwas hervorgebracht, was nicht den Anstoß auß seinem äußern oder innern Leben dazu empfanlegentlich nicht üble Verse machte, wenn seine Seele in Schwung geriet. Selbst unbedeutensen Dingen wußte er einen Wert zu geben, und der Verkehr mit seiner Gattin weist auf einen außergewöhnlichen Zartsinn hin, wie wir ihn bei Gottsried wiedersinden. Die Mutter war bei aller Nüchternheit und allem praktischen Sinn, der sogar gewisse diplomatische Fähigkeiten im Verkehr mit schwierigen Menschen einschloß,



Marie Stiefel: Bauernstube.

gen hätte, und daher komme es, daß er nur

wenig schreibe.

Dies ist die Losung des Wirklichkeitsdichters. Wie kam er aber dazu, im deutschen Sprachgebiet der größte seiner Zeit zu werden? War es dem Kindlein schon eingeboren, als es dort unten beim Taufstein am 28. Juli 1819 die Segnung der christlichen Kirche empfing? Oder dem Jüngling verheißen, als er am Weihnachtstag 1835 in die christliche Gemeinschaft aufgenommen wurde?

Eingeboren zweifellos. Sein Bater, ein weitgereister Drechsler, war ein begeisterungsfähiger Mann, der in Dingen der Politik und der Freundschaft zum Rechten sah und gevorbildlich durch ihre Geduld und die Fürsorge für ihre Kinder trotz beengend knapper Geldverhältnisse. Wie viel Kummer, Sorge und Enttäuschungen er seiner treuen Mutter bereitet hatte, vergaß der Sohn n i e.

Alls er durch die Wahl zum Zürcher Staatsschreiber im Jahre 1861 endlich den Kank in ein geordnetes und auskömmliches Dasein gefunden hatte, war es auch sein innerstes Glück, der tapfern Mutter die an ihm geübte Liebe zu versgelten. Bezeichnend für seine innere Weichheit ist denn auch ein Bekenntnis aus dem Jahre 1879. Alls er bei der Leichenfeier des Malers Ludwig Vogel zum erstenmal seit 44 Jahren die Predigerkirche wieder betrat und den Kirs

chenstuhl sah, wo seine Mutter zu sitzen pflegte, hätte er laut ausweinen mögen.

Verheißen ward ihm seine Dichterschaft weder von den Lehrern noch von dem Geist= lichen, der ihn konfirmierte, was auch nicht nötig ist. Ebensowenig hat man sich darüber zu berwundern, wenn man bedenkt, wie wortkarg, ja verschlossen und trotig Gottfried Keller als Knabe war, wie es bei Naturen häufig porkommt, welche mit sich selbst ins Reine zu kommen und sich die Geheimnisse oder tie= fern Zusammenhänge des Lebens zu erschließen suchen. Wertvoll war für ihn jedenfalls die Anerkennung, welche sich der Dreizehnjährige bei seinen Spielkameraden als Dichter von Rup= pendramen und Direktor eines Stubentheaters errang. Sodann die Freude, welche er an frei= willigen Auffähen und Malskizzen empfand, als er unfreiwillig der Schule entsagen mußte. Er flüchtete dafür in die Natur, der er als Kind schon geheimnisvollste Schönheit abzulauschen vermochte. Wir erinnern nur an seine schönge= Landschaftseindrücke "Sommerferien 1832", die von seinem Aufenthalt bei seinem Oheim in Glattfelden herrühren und den Reim= boden für die wundervollen Naturschilderungen im "Grünen Heinrich" abgaben. Wie er zu Hause und in der Nachbarschaft Gelegenheit hatte, mit phantastischen Käuzen und aber= gläubischen Frauen zu verkehren, lernte er auf dem Lande gesundes alemannisches Volk ken= nen, vor allem die lebhaften Kinder des Oheims und jene Frau, die später in Verbindung mit seiner eigenen Mutter das Vorbild zu "Regel Amrain" wurde, ohne daß ihm die Bekannt= schaften einstweilen Stoff zu seinen Erzählun= gen und Dramen geliefert hätten; denn diese bewegten sich ganz in den Bahnen jugendlich räuberhafter Romantik, wie sie ihm seine starke, durch übermäßiges Lesen gesättigte Phantasie eingab. Wichtiger als seine Malstudien unter der Leitung eines geistesgestörten Künstlers wurde für ihn die Bekanntschaft mit Ariost und Homer, die ihm dieser vermittelte, und es ist interessant zu sehen, wie unter dem Ginfluß dieser gesunden Poesie des Jünglings Malstudien im Skizzenbuch mehr und mehr verdrängt werden durch idyllisch malende Prosa=Schilde= rungen der nächsten Umgebung. Sie beweisen, wie er sich immer tiefer in die Natur versenkt und Eindrücke aus ihr schöpft, die sein ganzes Leben hindurch vorhalten. Wie ein Landschafts= maler geht er zu Werke; zunächst hält er die Ge= genden, in welchen er mit seiner Seele geweilt hat, mit wenigen stizzenhaften Zügen sest, um sie hernach in gesammelter Ruhe, frei aus dem Gedächtnis und der Stimmung heraus, liebevoll auszumalen. So entsteht das reine und tiese Verhältnis zur Natur, das etwas später sein "Abendlied an die Natur" beseelt:

"Geliebte, die mit ewiger Treue und ewiger Jugend mich erquickt, du einzige Lust, die ohne Neue und ohne Nachweh mich entzückt — Sollt' ich dir jemals untreu werden, dich kalt vergessen, ohne Dank, dann ist mein Fall genaht auf Erden, mein Herz verdorben oder krank."

Dabei fabuliert er nicht aus der blauen Luft heraus; er hält sich an Geschautes und Er= lebtes und gibt es wieder, nachdem es durch seine seelische Vertiefung an Bedeutung gewon= nen hat, die wiederum gedämpft wird durch die bloße Rückerinnerung. Und weil die "unver= gänglich hohen Werke herrlich wie am ersten Tage" und überall gegenwärtig find, weil fer= ner der junge Dichter sich völlig im Einklang mit der Natur und den Zusammenhang im AU und Einen fühlt, kann jene weltschmerzliche Stimmung nicht entstehen, die sich aus dem nur scheinbaren Gegensatz zwischen dem endlichen Ich und dem unendlichen All ergibt und manches junge Menschenherz quält und schädigt, ja es widerstandslos macht gegen die Schläge des Schickfals.

Nicht, daß Reller keinen Schmerz empfun= den hätte über den frühen Sinschied seiner Jugendgeliebten Henriette Reller; diese feiert im "Grünen Heinrich" als Anna ihre wehmutvolle Auferstehung, und sein erstes Gedicht "Das Grab am Zürichsee" aus dem Jahre 1838 zeigt, daß ein tiefes Leid ihn traf, obschon es in Heines tändelndem Liederstil verfaßt ist. Jahre hindurch galten seine Lieder der Erinnerung an die Tote; ihm war jedoch die Gabe geworden, sich durch seine Kunst von den Bitternissen des Daseins zu befreien, und so erschien ihm die Tote in immer lichter werdender Verklärung. Und hinter ihm stand jene unsterbliche Geliebte, die auch im schärfsten Streit mit warmen Mutterblicken auf ihm ruhte und ihm Treue hielt bis ans Ende seiner Tage, die ewig junge Na= tur. Noch Gines: Beiter leuchtet ihm der Frühstern guten Strebens, in dessen Schein er treu durchs Leben gehen will. Und endlich: schon sein erster Zyklus "Siebenundzwanzig Liebeslieder" (1844-45) zeigt neben einer natur=



Marie Stiefel: Interieur.

haften allumfassenden Phantasie bereits einen ungewöhnlichen Reichtum des Herzens und des Geistes.

Vielleicht verhinderte es gerade dieser Reich= tum, daß sein Stern ihn früher, als es geschah, aus dem Irren und Schwanken hinausführte; zweifellos auch das dunkle Bewußtsein, daß er Außergewöhnliches zu leisten imstande sei, welchem schon früh die andere Erkenntnis gegen= überstand, für die er im Jahre 1863 in einem Bettagsmandat die Formel fand: "Alles Edle und Große ist einfacher Art." Je mehr er sich in Welt und Literatur, besonders in der Wahr= heit Lessings, der Schönheit Goethes, der Freiheit Schillers und in der Mystik der Romantiker umfah, desto schwächer mußte das Vertrauen werden, daß er jene menschliche und künst= lerische Reife besitze, der allein jenes Edle und Große entspringt, auf das sein Sinnen und

Trachten gerichtet war. Das ernsthafte Streben, das ihn von den Allzuvielen zu seinem Vor= teil unterscheidet, sein Bestes zu geben, von dem jeder in sich eine dunkle Vorstellung hat, wurde lahmgelegt durch die Wahrnehmung, daß die von ihm ersehnte Tüchtigkeit noch nicht porhanden, also auch seine En t= faltung unmöglich war. Ge= wissenhaftigkeit gegenüber sich selbst, der Kunft und der Welt hielt ihn davon ab, mit innerlich unreifen und äußerlich unferti= gen Werken vor die Menschen zu treten. Wir wissen, wie schwer es ihm aus diesem Grunde fiel, seinen "Grünen Heinrich" nicht nur zu vollenden, sondern aus der Hand und auf den Markt zu geben. Und doch war er da= mals 36 Jahre alt. Weil der langsam entstandene Roman sei= ner Weltanschauung und Runstauffassung, die in= zwischen der Reife entgegengin= gen, nicht mehr entiprach, schrieb er die letzten Kapitel tat= fächlich unter Tränen, und als jene Elemente ihre endgültige Läuterung erfahren hatten, ging er an eine gründliche Umarbei= tung, die er in jeder Richtung

bor der Welt und vor sich verantworten konnte. Bolle 28 Jahre nach der ersten Außgabe erschien der "Erüne Heinrich" in neuer Fassung. Der Ernst, mit dem er bei der Umgestaltung zu Werke ging und die allfälligen Neu-Heraußgeber der ersten versehmte, beweist seine schier unbegreissich leidenschaftliche Ge-

wissenhaftigkeit.

Und doch hätte er äußern Anlaß gehabt, sich und seiner Mutter, der er so gerne eine St ii tz e statt einer Last gewesen wäre, das Leben das durch leichter zu machen, daß er wie die Allzusvielen billige Marktware schrieb. Allein er fand seine Genugtuung und, wie wir jetzt sehen, seine Größe darin, mit seiner Seele zu ringen wie Jakob mit dem Engel. Und der Segen blieb nicht auß, weder für ihn noch für die kommenden Geschlechter, die seine Werke besser zu schätzen wissen wissen als seine Zeitgenossen. "Der

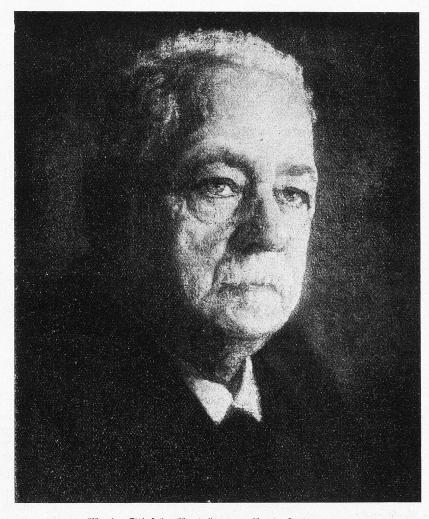
grüne Heinrich" brauchte 30 Jahre bis zu seiner 3., "Die Leute von Seldwhla" ebensoviel bis zur 5. Auflage. Heute ste-hen diese beiden Hauptwerke in jeder gediegenen Hausbücherei; und man nimmt sie zur Hand, wenn man seine Seele in schöner Umwelt will Sonntag seiern oder im klaren Spiegel des Humors will lächeln lassen über die eigene Unzulänglichkeit.

Aber welch e Kämpfe hatte er auszukämpfen, bis er sich selbst und seine hohen Ziele fand, denen er als Jüngling schon ahnungsvoll zustrebte!

"Wer ohne Leid, der ift auch ohne Liebe, Wer ohne Neu', der ift auch ohne Treu, Und dem nur wird die Sonne wolkenfrei, Der aus dem Dunkel ringt mit heißem Triebe."

Aus der träumerischen Willenlosigkeit schreckten ihn plötzlich die Trompetenstöße politischer Dichter der vierziger Jahre und schürten in ihm die Glut, die alsbald Flammen schlug und in farbenprächtigen Gedichten ausströmte. In München er-

lebte er drei Jahre lang zwischen Müßig= gang und Malstudien, das Hungerkapitel im "Grünen Heinrich", ohne als Künstler auf einen grünen Zweig zu kommen. Nach Zürich zurückgekehrt, gewann er sich durch seine dichte= rischen Versuche die Achtung hervorragender Männer und entdeckte seine Gabe, als er, durch die Lektüre jener Dichter hingerissen zu den Parteikämpfen in der Heimat Stellung nahm und zornige Verse schmiedete gegen die Reaktion auf politischem und religiösem Gebiete und für das neue Recht des Volkes wie für ein freies Geistesleben. Es war für ihn ausgemacht, daß der Dichter nicht ins stille Kämmerlein gehöre, sondern sich den ernsten Lebens= und Volksfra= gen zu widmen habe. Die Zeit ergriff ihn mit eisernen Armen. Stürmisch schlug ihm das Herz und floß ihm das Blut durch die Adern. Aber es bleibt merkwürdig, wie ihn der Wahr= heitsdrang unterscheiden lehrte und ihn davon abhielt, sich einer extremen Partei dauernd zu



Marie Stiefel: Porträt von Prof. Felber †.

verschreiben. Weder die Kommunisten noch die Atheisten bekamen Gewalt über ihn. Der Rünftler in ihm trug den Sieg über den Poli= tiker davon und aus der Tiefe und Külle seines Naturerlebens rangen sich die urwüchsigen "Gedichte" empor, die 1846 erschienen und seinen Namen in die erste Reihe brachten. Unser schönstes Vaterlandslied befindet sich bereits in diesem Bändchen. Das Ergebnis des politischen Feldzugs aber war die Erkenntnis, daß jeder Einzelne sich als Diener der Volksgemeinschaft zu betrachten und sein Leben danach einzurichten habe, wie die Quelle seines Wertes selbst im Volke springt und jeder, was er ist, doch dieser Quelle dankt (Prolog zur Schil-Ierfeier). Über die Parteigeht das Bater= land. Daß im Jahre 1878 aus den politischen Rämpfen der vierziger Jahre der Bundes= st a a t mit seiner wahrhaft demokratischen Ver= fassung hervorging, erfüllte ihn mit stolzer Genugtuung, und im Jahre 1852 reichte er in

dem Gedichte "Die Landessammlung zur Tilsgung der Sonderbundskriegsschuld" den besiegsten Eidgenossen die Hand zur Versöhnung:

"Doch nun der Streit gestritten ist, so sind wir wie Ein Mann, ein Mann, der sich bezwungen hat, und Niemand geht's was an! Wir teilten in die Arbeit uns als werberfahr'ne Geister; doch keiner hat nun Knechteslohn, und Alle sind wir Meister!"

Dies alles, ohne daß seine angeborene Liebe zum Vaterlande blind geworden wäre; er friti= sierte, rief zur gewissenhaften Mitarbeit auf und weckte beim Einzelnen wie bei ganzen Rlassen den Sinn für die Verantwortlichkeit gegenüber dem Volke. "Achte jedes Mannes Vaterland; aber das Deinige liebe", hieß sein schöner Wahlspruch; aber schon damals mel= dete sich der Weltbürger in ihm zum Worte: "Ohne die große und tiefe Grundlage und die heitere Aussicht des Weltbürgertums ist der Patriotismus ein wüstes, unfruchtbares und totes Ding." Es erschien ihm als notwendig, daß man am Fremden das Vortreffliche schätze, und während er für die Sache der Freiheit fämpfte, stieg bereits die bange Ahnung von der kommenden Macht und Gewaltpolitik in ihm auf, die unsere Tage verwirrt, und gab der Sehnsucht nach dem Völkerfrieden ergreifenden Ausdruck:

"Es wandert eine schöne Saze wie Beilchenduft auf Erden um, wie sehnend eine Liebesklage geht sie bei Tag und Nacht herum.
Das ist ein Lied vom Bölkerfrieden und von der Menschheit letztem Glück, von goldner Zeit, die einst hienieden; der Traum als Wahrheit, kehrt zurück. Wo einig alle Völker beten zum Einen König, Gott und Hirt: Von jenem Tag, wo den Propheten ihr leuchtend Necht gesprochen wird.

Zweimal ergriff ihn in diesen Jahren die Liebe zu edeln und begabten Mädchen, ein dritztes Mal in Heidelberg, wohin er 1848 dank eines Stipendiums übersiedelte, ein viertes Mal in Berlin. Immer galt es für ihn zu verzichzten; aber er war redlich genug, den Fehler bei sich zu suchen, und immer wieder fand er Befreiung im lyrischen Gedicht, von denen einige wie "Die Begegnung", "Die Entschwundene" unvergänglich schön sind; Befreiung aber in der Arbeit überhaupt. Diese Erfahrung und seine innern Glaubenskämpfe unter Feuers

bachs Führung in Seidelberg vermochten ihn deshalb nicht zu verbittern, sondern sie regten seinen tiefgründigen Geist nur an, mit sich und der Welt in Einklang zu kommen durch Einordnung in den gesetzmäßig gewordenen Or= ganismus der menschlichen Gesellschaft. Freiheit des Einzelmenschen, die unsere Jugend so unbedingt als möglich wünscht, beschränkte sich für ihn alsbald durch die Notwendigkeit der Gesamtwohlfahrt, und je mehr sein Glaube sich mit dem Diesseits begnügte, desto größer er= schien ihm die Verantwortlichkeit des Einzel= nen, da es keine Möglichkeit gab, die Verfehlun= gen auf dieser Erde in einem unbekannten Lande wieder gutzumachen. Damit verzichtete er nicht auf den Glauben an den schöpferischen Geist, den er bis zulett verehrte, und sein Gott ist kein strafender zürnender Jehova, sondern er hat ein freundlich lächelndes Weltangesicht. Darum blieb er auch dem Materialismus unserer Tage feindlich gefinnt. Bezeichnend sind folgende Verse aus der Cantate zum 50jährigen Jubiläum der Zürcher Hochschule:

> Das Urmaß aller Dinge ruht in Händen nicht, die endlich sind; es liegt verwahrt in Schahzewölben, die kein vergänglich Auge schaut ....

und am Schlusse:

Reich immer froh bem Morgen, o, Jugend, beine Hand!
Die Alten mit den Sorgen laß auch besteh'n im Land!
Ergründe fühn das Leben, bergiß nicht in der Zeit, daß mit berborgenen Stäben mißt die Unendlichkeit.

Die religiösen Fragen beschäftigten ihn bis zu seinem Tode. Eine so zarte, schöne Sache wie das Christentum ist, wollte er mit Liebe be= handelt wiffen. (1843). Die rationelle Monar= thie war ihm in der Religion so widerlich gewor= den wie in der Politik, wie er an Freiligrath schrieb (1850), und im "Martin Salander" (1886) steht das Bekenntnis: "Abgesehen von den Fragen häuslicher Andacht, hielt ich stets dafür, daß man überhaupt angesichts der Stel= lung, welche die christliche Religion in der Welt= geschichte wie im Leben der Gegenwart ein= nimmt, gar nicht ermächtigt sei, den Kindern deren Inhalt zu unterschlagen, wie er sich je= weilen für einmal darstellt. Man hat die Pflicht, ihnen das Entwickeln freier überzeugung für das Alter der Mündigkeit offen zu halten: dazu müffen sie erfahren, was bis auf ihre Zeit bestanden hat, und müssen hören, was die Religion selbst von sich sagt, nicht was ans dere von ihr aussagen."

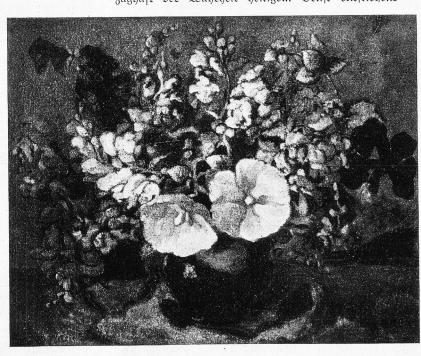
Das ist lebendiges, nicht erstarrtes Christentum.

Wenn er sodann als richtiges Weltkind die Freude am Dasein predigt, uns im "Abendlied" ermahnt, von dem goldenen überfluß der Welt zu trinken, so steht dicht dabei die Erinnerung an den Tod, so daß neben der Aufforderung zum Genuß diejenige zur Entsagung zur

Geltung kommt. Die ernste Lebensauffassung, die sich aus seiner Weltanschauung ergab, eine gewisse Un= beholfenheit und ein mannhaftes Schamgefühl, wie sie ihm eigen waren, machten ihm seinen Aufenthalt in Berlin (1850—55), wo leicht= lebige und federgewandte Schriftsteller obenauf schwammen, nicht gerade zu einem angenehmen. Sein politischer Freisinn stimmte ebensowenig zur neuen Umgebung wie seine religiöse Über= zeugung zum Spiritismus, der dort üppige Pflege erfuhr. Eine neue Leidenschaft blieb uner= widert, die Dramen, die er im Kopfe, aber nicht auf dem Papier hatte, konnten nicht auf die Bühne kommen; dagegen wuchsen die Schulden beständig, daß er in Not geriet, und dies trot= dem er die "Neueren Gedichte", den "Grünen Heinrich" herausgegeben, und zum großen Teil auch die "Leute von Seldwyla" vollendet hatte.

So war die Heimkehr für ihn eine Erlösung aus dauernden Gewissensqua= len. Sie leitete jedoch nur eine neue Enttäuschung ein, als er in der Seimat, die er mit seinen Liedern und Erzählungen ver= herrlichte, mit 36 Jahren noch kein Auskommen fand, obschon in Zürich der Reichtum den Gründern die Truhen füllte. Sein Humor schien dem Groll das Feld räumen zu wollen, als es endlich seinen Freunden ge= lang, ihm 1861 das Amt eines Staatsschreibers zu verschaffen, das seinem Leben während 15 Jahren einen festen Halt gab und ihm ein sicheres Brot ge= währte.

Welch eine sittliche Willensfraft setzte es voraus, wenn Gottfried Keller, der, während dreißig Jahren stellenlos, nie an Pflichtarbeit und regelmäßiges Schaffen gewöhnt worden war, sein Amt, von einer Pflichtversäu= mung am ersten Tage abgesehen, mit solcher Bünktlich keit und Um sicht versah, daß er mit Recht der beste Staatsschreiber der Schweiz genannt wurde. (200 Bände Rats= protokolle legen davon Zeugnis ab). Nun er= fennen wir, daß Staatsgesinnung und Laterlandsliebe bei ihm nicht leere Be= griffe, sondern heilige Notwendigkeiten, Berzens= und Charaktersache, treibende Kräfte wa= ren, denen er willig gehorchte. Er, der sich eine erstaunliche, ebenso umfassende als gründliche Selbstbildung erworben, hatte im stillen ein ebenso großes Werk der Selbsterziehung voll= bracht, die echt war und nirgends auf den Schein gerichtet. Dabei war ihm die ver= edelnde Beschäftigung mit dem großen Schrift= tum zu Silfe gekommen. Daher heißt es in sei= nem Prolog zur Schillerfeier:



Marie Stiefel: Stilleben.

Nein! die das Leben tief im Kern ergreift und in ein Feuer taucht, drauß es geläutert in unbeirrter Freude Glanz herborgeht, befreit vom Jufall, einig in sich selbst und klar hinwandelnd wie des Himmels Sterne!

Diese Erkenntnis des Wesens der Schönheit hat unsern Gottfried Keller zu einer solch tiesen innern Harmonie und Lebensweisheit geführt, daß er wiederum uns ein Führer sein kann.

Zweifellos erlangte unser Dichter durch die neue Tätigkeit jenen Einblick in die treibenden Kräfte des Staatslebens, welcher seiner spätern Dichtung einen Hauptwert verleiht. Dazu kam die Wohltat einer geregelten Arbeit, die zur Folge hatte, daß auch nach der Niederlegung des Amtes der Rhythmus des Schaffens anshielt und Kraft und Humor wieder in Schwung kamen.

Die "Zürcher Novellen" erschienen nun, der "Erüne Heinrich" wurde umgestaltet, "Das Sinngedicht" und "Martin Salander" mehrten seinen Ruhm. An seinem 70. Geburtstag 1889 gab man seine gesammelten Werke heraus.

Als er ein Jahr darauf starb, trauerte die Welt um ihn, soweit die deutsche Sprache reicht. Aber es war ein Sterben zu neuem Auferstehen; denn "wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten." Er lebt durch seine Werke, in denen sich eine Persönlichkeit ausspricht, die, trot aller Hemmnisse und alles äußern Elends, durch ihr naturhaftes. Wachs= tum erfreut und erhebt, und, da ihr Leben der Wahrheit und der Schönheit gewidmet war, über alles Erlenleid zu trösten vermag. Sie übt heute eine stärkere Wirkung aus als je und dies verdankt sie dem seelenstärkenden Zauber, mit dem sich in seinem Lebenswerk "Dichtung und fräftige Wirklichkeit durchdringen", und je= nem heitern, versöhnlichen Gleichmut, der sich aus der Überwindung äußerer und innerer Hemm= nisse einstellt und den wir Sumor nennen.

Die innere Heiterkeit, welche seinem Lebenswerk eignet, wollte ihm manchmal und nicht ohne Grund abhanden kommen und der Berzweiflung das Feld räumen; aber da sie in letzter Linie auf einer außergewöhnlichen physischen und geistigen, durch Arbeit gesteigerten Kraft beruhte, mußte sie den Sieg behalten, solange diese Grundlage nicht zerstört wurde. Nun strahlt sie uns aus seinen Werken, selbst aus seinen tragischen, in allen Farben des Kegensbogens entgegen und erfreut uns durch ihre Tiefe.

Gine Willensleistung von höchster Spannung war schon die Umgestaltung des "Grünen Heinrich". 25 Jahre lagen zwischen der ersten und der zweiten Fassung; tausend Fäden galt es aufzugreisen und sie zu jenem Netz zu ordnen, dessen strahlenden Bau wir jetzt bewundern.

Die Weltanschauung, aus der die Neugestaltung erfolgte, war eine andere geworden. Der Dichter mußte, wenn er nicht seine eigene Lebenssührung mit ihrem deutlichen, ja glänzenden Aufstieg Lügen strafen wollte, seinem Helden, der in der ersten Form durch sein Werharten im Kern seines Charakters fatalistisch desengt war, jene Freiheit zur Entwicklung innerhalb der Grenzen seines Charakters geben, welche den Grunds und Vorzug der menschlichen Natur ausmacht. Zudem galt es, die tausend Widersprücke zwischen einst und jetzt aufzulösen oder zu vermählen, einzelne Gestalten in ihrer Entwicklung weiter und emporzuführen.

Die selbe gereifte Kunstauffassung, strenge Sichtung und Zusammenraffung, und die gleiche Lebensauffassung, welche selbst vor ganz modernen Problemen nicht Halt macht, eignen auch dem "Sinngedicht", wo die einzelnen Novellen als Ganzes durch das Gegenspiel von Sitte und Lebensdrang wie zu einem Krystall zusammenschießen und uns durch ihre Abrundung ebenso erfreuen wie die Begebenheitse Novellen Boccaccios, aber darüber hinaus den großen Reiz und Wert moderner psychologischer Vertiefung gewähren.

Diese strenge Zusammenkassung und Ge= schlossenheit kommt in seinem letzten Roman "Martin Salander" nicht mehr ganz zur Gel= tung; auch der Ausdruck ist nicht mehr so knapp und satt, die Sprache funkelt nicht mehr so warm, die Bildkraft ist nicht mehr so hoch getrieben wie in seinen früheren Werken. Die ewige Frische der Natur, das Waldesrauschen, das Wogen des Kornfeldes, der perlende Glanz der Flüffe und das Dampfen der Wiesen spielen nicht mehr so unmittelbar in die Darstellung hinein. Aber wie ist das Herz des Dichters noch ganz von ein er Empfindung erfüllt: der Liebe zum Vaterlande! Wie wettert er über die über= handnehmende Heuchelei, die Üppigkeit, die Mode= und Gewinnsucht, welche zur Begehrlich= keit der Menge führen, der das Gegengewicht der treuen Pflichterfüllung fehlt; wie zürnt er den Schlächtern der Güter und Wälder, den ge= wissenlosen Politikern, denen es mehr um den hohen Seffel als die gute Sache zu tun ist, so daß sie ihre Parteinahme dem Entscheid der Würfel überlassen. Aber was ist dagegen die Maria Salander wieder für eine prachtvolle Frau in ihrer bescheidenen Klugheit und gelassenen Tapferkeit! Wie wächst ihr Mann Martin trotz wiederholten Mißgeschicks an ihrer Seite aus den Frrungen und Birrungen geschäftlichen und politischen Lebens heraus und empor! Wie deutlich wird er sich bewußt, und führen seine Reden und Handlungen es uns zum Bewußtsein, daß nur jen er Reichtum Wert hat, der auf die Erziehung der Jugend verwendet wird. Wichtiger als der äußere ist der innere Wohlstand.

Wie besorgt ist Martin — und wir dürfen hier Gottfried Keller unterschieben — um die Zukunft unseres Landes, in welchem es, wie er sich ausdrückt, demnächst soziale "Postulate der Notwendigkeit" regnen wird — was wir jetzt er= leben! Aber wie schön ist sein Vertrauen auf die besser erzogene Jugend, die sich weder mit dem Gelde, noch ohne dasselbe fürchtet, weil fie fich gelobt hat, das Land und Bolk nie ver= lassen zu wollen, mag es beschließen, was es will, und welche das Mitwirken am Geschicke des Volkes an sich herankommen lassen will. Wie erfreut es ihm das Herz, wahrzunehmen, daß sein Sohn Arnold und mit ihm die heranwach= fende gebildete Jungmannschaft, die wohl strebsam sein, aber nicht dem Strebertum verfallen will, im Verkehr kein unfreisinniges Wort brauchen, welches auf Mißachtung des Volkes hätte schließen lassen"; ausgenommen gegenüber "ge= meinen Spkophanten", die eben in der Presse oder in den Räten spukten. "Ihre Phrasen= losigkeit im Gespräch und ihre unverdorbene Ehrlichkeit erfrischt ihm das Herz und er ist sicher, daß er sein Geld nicht umsonst für Arnold ausgegeben hat. Wenn es viel solch junge Mann= schaft gibt, ist ihm vor unserer Zukunft nicht bang".... Wahrhaftig, da ist nichts vom üb= lichen Pessimismus des Greisenalters zu ver= spüren. Da ist Hoffnung, Zuversicht, Kraft. Der Freisinn, den Gottfried Keller preist, ist nicht die Umschreibung von Parteiin= tereffen, sondern jene Gesinnung, die sich dem beständig wachsenden Naturrecht des Men= schen, sowie den Forderungen der Vernunft im allgemeinen erschließt und sich tatkräftig dafür einsetzt. Nur ein Volk, das die sen Freisinn betätigt, verdient, daß Gott seinen schönsten Stern über seinem irdischen Vaterland leuchten läßt. Wir wissen, daß unsere Aufgabe noch

lange nicht gelöst ist und daß wir deswegen einste weilen nicht unterzugehen brauchen, sondern noch vollauf zu wirken haben, solange es Tag ist.

Wir schöpfen aus diesen Werken, sofern wir sie erlebt haben, die tiese überzeugung, daß der Einzelne nur aus der Gemeinschaft heraus, der er angehört und in der er wirkt, an der Erneuerung der Welt mitarbeiten kann. Hier, im engen Kreis des Vaterlandes gilt es zu schaffen; der Einzelne und seine Gemeinschaft müssen erst besser werden, wenn es mit der Menschheit vorwärts gehen soll, die sich ihrerseits um den Einzelnen nicht kümmert. Die kleine Gemeinschaft muß den Sauerteig abgeben für die gröskere.

Die Liebe zum Vaterlande, die aus dem lite= rarischen Vermächtnis Gottfried Kellers, beson= ders dem "Martin Salander", dem "Grünen Heinrich", dem "Berlorenen Lachen", dem "Fähnlein der sieben Aufrechten", der "Regel Amrain", den "Zürcher Novellen", siegverhei= gend zu uns spricht, beweist zur Genüge, daß sie ihm eine Herzenssache war; aber er hat sie bestätigt und bekräftigt durch die Tat, indem er sein Vermögen unserer höchsten Bildungsanstalt und der Eidgenössischen Winkelriedstiftung ver= machte. Allein die Liebe der ganzen dichterischen Persönlichkeit erschöpft sich darin nicht. äußert sich vielmehr in allen Gestalten, die sein schöpferischer Geist hervorgebracht hat; auch in der komischen: den Kammachern und ihrer Un= gebeteten, Viggi Störteler, Strapinsky, Pan= fraz und andern, weil nichts Menschliches we= der im politischen Leben, noch in der Wissenschaft, noch in der Runst dem eifrig lernenden Dichter fremd geblieben ist. Daher stellt sich auch bei ihm wie bei allen großen Humoristen der tra= gische Unterton in den komischen Werken ein; dieser ergibt sich aus dem Mitleid mit der un= vollkommenen menschlichen Kreatur, aus der tiefdringenden Kenntnis unserer Seelenzustände, wie aus dem Verständnis für die Unzulänglich= feit der menschlichen Einrichtungen.

Sein Geift blieb, im Gegensatz zu den Naturalisten, nirgends an der Oberfläche der Dinge haften, sondern suchte die ganze Wirklichkeit, die sinnliche wie die geistige, das Gesetzmäßige in allen Erscheinungen des Lebens zu erfassen. Die Haltung seines prachtvollen sinnenden Hauptes, die innere Geschlossenheit der Züge, die keine äußere Störung duldet, zeigt uns, wie er den Gegenstand seiner Betrachtung mit eisernem Willen festhielt, dis er ihn bewältigt hatte. Und erstaunlich ist die gesammelte Kraft, mit der er die Geschicke der Bauern und Handwerker, Staatsmänner, Gelehrten, der Streiter für den Herrn, der Krieger, Sänger und Schützen, der spekulativen Toren und Nichtsnutze, wie er die Loose der anmutigen heitern und tapfern Frauen, der unverstandenen Mädchen und irrenden Knaben, unser ganzes Volks solk so ihrem innern Besen herausegestaltet, daß sich mit uns die ganze deutschsprechende Welt in beglückender Spiegelung erstennt.

Im besondern hat er zuerst und ohne em= pfindsame Übertreibung die Geistesnot und das Naturrecht der Jugend in ergreifender Deutlich= feit dargestellt und Bahn gebrochen für die in unserer Zeit mächtig aufklärende Kindheits= dichtung. Schon dafür soll ihm die strebsame Jugend Dank wissen. Mit Stolz können wir von "unserm" Gottfried Keller sprechen, wenn wir ihn uns zu eigen gemacht haben. wenn wir außer seiner Dichtung auch seine "Nachgelassenen Schriften", seine Tagebücher und seine herrlichen Briefe verarbeiten, werden wir die alte Erkenntnis erleben, daß es keinen großen Dichter geben kann, der nicht eine große Persönlichkeit wäre. Und diese wiederum ist nicht denkbar ohne die schöpferische Kraft und das sie überwachende Gewissen. Beides finden wir bei Gottfried Keller in vollem Maße vor. Er führt uns nicht im Flugzeug seiner Phan= tasie nach Wolkenkucksheim, sondern er zeigt uns das Leben die ser Erde und wird uns für diese tüchtig machen und dankbar gegenüber dem ewigen schöpferischen Geift.

Run erfassen wir auch die Bedeutung der letzten großen Bisson, welche Gottsried Keller auf seinem Sterbebette hatte. Sie mag für ihn wie für uns alle, namentlich aber für die wer den ben Männer, eben so symbolisch als heilsam sein: Zwei ganz in gediegenem Gold gepanzerte Kitter standen die ganze Nacht an der Band, dem Dichter gegenüber, und schauten ihn

unverwandt an. Umständlich wußte der sterbende Dichter zu schildern, wie die Helme das obere Gesicht in tiesen Schatten gestellt und wie die Glanzlichter auf dem seinen Gold geblitzt hatten. Immer wieder kam er auf die Erscheinung zurück und die Schilderung des wunderbaren Glanzes.

Ein Rätsel will sich uns lösen.

Sind es nicht die Ritter, die sein Geschiek wie das unsrige und das der kommenden Geschlechter bewachen müssen, wenn anders die Menscheit nicht verrohen soll! Die Ritter, die er am Schluß des Gedichtes zum großen Schillersest einsührt?

Seine unsichtbaren Hüter lehnten am Stanbartenschaft in den goldnen Wappenröden: Das Gewissen und die Kraft!

Dies sind die beiden Genien, die Gottfried Kellers Leben den großen Rhhthmus gaben und ihm zum Siege verhalfen.

Daraus erkennen wir, daß es noch einen höhern Rhhthmus gibt als Wachen und Schlafen, Arbeiten und Genießen, fatalistisches Beharren und utopistisches Begehren. Wenn wir ferner erfahren, welch ungeheure Mühe er sich gab, die Vergangenheit zu durchdringen und überall an sicheres Wissen anzuknüpfen, werden wir das Netz unserer eigenen Arbeit nicht in die haltlose Luft einer ungewissen Zukunft hängen, daß es beim ersten Vindstoß zerslattert. Wir werden es einspannen in das serslattert. Wir werden es einspannen in das sersengenheit, so daß es den Stürmen des Gesichickes stand hält.

Folgen wir auch hier unserm größten schweiszerischen Dichter und Erzieher, unserm Gottsfried Keller, der auf feste m Boden stand, auch wenn er zu den Sternen aufblickte:

"Was un erreichbar ist, das rührt uns nicht; doch was erreichbar, sei uns goldne Pflicht!"

Mögen die beiden Genien Gottfried Kellers uns und unser ganzes Volk beschützen!

A. B.

# Die Uhr.

Aus Großmutters Stube hergebracht, Schlägt sie getreulich Tag und Nacht. Zufrieden im Eckchen künd't sie allzeit, Die Stunden zu eherner Ewigkeit. Und nachts, wenn ich halte bange Wacht: Flüstert sie in mein Serze ganz sacht:

"Die Stunde, sie kommt, sie ist nicht mehr fern, "Da leuchtet Dir auch ein freundlicher Stern!"